

Gruschka, Andreas

Experten gegen ihre Liebhaber geprüft. Hartmut von Hentig zum 90. Geburtstag

Pädagogische Korrespondenz (2015) 51, S. 50-65



Quellenangabe/ Reference:

Gruschka, Andreas: Experten gegen ihre Liebhaber geprüft. Hartmut von Hentig zum 90. Geburtstag - In: Pädagogische Korrespondenz (2015) 51, S. 50-65 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-129525 - DOI: 10.25656/01:12952

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-129525>

<https://doi.org/10.25656/01:12952>

in Kooperation mit / in cooperation with:



Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

INSTITUT FÜR PÄDAGOGIK UND GESELLSCHAFT

PÄDAGOGISCHE KORRESPONDENZ

HEFT 51

FRÜHJAHR 2015

*Zeitschrift für
Kritische Zeitdiagnostik
in Pädagogik und
Gesellschaft*

BUDRICH UNIPRESS OPLADEN & TORONTO

Die Zeitschrift wird herausgegeben vom
Institut für Pädagogik und Gesellschaft e.V. Münster,
im Verlag Budrich UniPress, Leverkusen

Redaktionsadresse ist:

Institut für Pädagogik und Gesellschaft e.V.
Windmühlstraße 5, 60329 Frankfurt am Main

Redaktion:

Karl-Heinz Dammer (Heidelberg)
Peter Euler (Darmstadt)
Andreas Gruschka (Frankfurt/Main)
Bernd Hackl (Graz)
Sieglinde Jornitz (Frankfurt/Main)
Andrea Liesner (Hamburg)
Andreas Wernet (Hannover)
Antonio Zuin (São Carlos)

Ab Heft 52 wird die Schriftleitung von Harald Bierbaum (Darmstadt), Karl-Heinz Dammer (Heidelberg), Sieglinde Jornitz und Marion Pollmanns (Frankfurt/Main) übernommen.

Manuskripte werden als Word-Datei an Sieglinde Jornitz (jornitz@dipf.de) oder Marion Pollmanns (m.pollmanns@em.uni-frankfurt.de) erbeten und durchlaufen ein Begutachtungsverfahren.

Abonnements und Einzelbestellungen:

Institut für Pädagogik und Gesellschaft e.V.
Windmühlstraße 5, 60329 Frankfurt am Main
Der Jahresbezugspreis der *Pädagogischen Korrespondenz*
beträgt im Inland für zwei Ausgaben 23,- EURO zzgl. 4,- EURO Versand.
Das Einzelheft kostet im Inland 12,50 EURO zzgl. 2,50 EURO Versand.
Bezugspreise Ausland jeweils zzgl. gewünschtem Versandweg.
Kündigungsfrist: schriftlich, drei Monate zum Jahresende.

Copyright:

© 2015 für alle Beiträge soweit nicht anders vermerkt sowie für
den Titel beim Institut für Pädagogik und Gesellschaft, Münster.
Originalausgabe. Alle Rechte vorbehalten.
ISSN 0933-6389

Buchhandelsvertrieb:

Institut für Pädagogik und Gesellschaft e.V.

Satz & Layout: Susanne Albrecht, Leverkusen

Anzeigen und Gesamtherstellung:

Verlag Budrich UniPress Ltd., Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen
ph +49 (0)2171 344694 • fx +49 (0)2171 344693
www.budrich-unipress.de

- 5 **DAS AKTUELLE THEMA**
Karl-Heinz Dammer
Einfalt der Vielfalt. Zur Heterogenität als neuer Norm der
(Sexual-)Pädagogik
- 32 **KÄLTESTUDIE**
Christian Niemeyer
Amok der Schulpädagogik?
Kritische Anmerkungen zu neueren Tendenzen zurück zu einer
„Pädagogik vom Lehrer aus“
- 50 **ESSAY**
Andreas Gruschka
Experten gegen ihre Liebhaber geprüft
- 66 **DOKUMENTATION**
Neue Stadtplanung
- 69 **AUS DER FREMDE**
Sieglinde Jornitz
Kolonialisierung in postkolonialen Zeiten.
Zu aktuellen Entwicklungen im Schulsystem Tansanias
- 90 **AUS WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG**
Wolfgang Kühnel
Das Märchen von der voruniversitären Mathematik

Andreas Gruschka

Experten gegen ihre Liebhaber geprüft

Hartmut von Hentig zum 90. Geburtstag

I

Zu den Paradoxien der Wissensgesellschaft zählt die Tatsache, dass die Menschen schier überall von Experten umstellt werden und sich oft gerne mit ihnen umgeben, während sie zugleich aufgefordert sind, sich mit Hilfe des medial abrufbaren Wissens selbst zu Experten in allem zu erheben. Teilt man z.B. seinen Freunden mit, man habe sich für eine bestimmte Augenoperation entschieden, so muss man mit einer polyphonen Expertise in Sachen Diagnose, Therapie und Behandlung rechnen. Mit dieser wird man von den ratenden an die praktischen Experten des jeweiligen Vertrauens verwiesen. Immerhin sind das in Sachen Gesundheit in der Regel klinisch erfahrene Professionelle. Nachdem man sich auf der Basis guter Ratschläge für etwas und jemanden entschieden hat, stellt sich freilich oft der Eindruck ein, dass man mit dem Urteil nicht in sicheres Gebiet geraten sein muss. Schön wäre es deswegen, wenn man wüsste, wer der wahre Experte ist.

Doch die Suche nach einem sicheren Wissen führt nur zu mehr und weiterem Wissen. Mit der sogenannten Wissensgesellschaft wissen wir also allemal zu viel und doch nicht das Entscheidende. So bleibt am Ende vor allem der Glaube und die Hoffnung, an den richtigen Experten geraten zu sein.

Der kollektive Ruf der Experten, die als Community (nicht nur der Ärzte, sondern so manch anderer Profession) für ein bestimmtes intern geteiltes Wissen stehen, ist prekär geworden, wenn nicht gar in Verruf geraten. Hört man zehn Experten, hört man zehn verschiedene Urteile. Der Berufsstand garantiert scheinbar für nichts außer für die Vielfalt der Auffassungen. Das könnte entlastend wirken, leistet das aber nur, wo sich allgemeingültiges Wissen in Überzeugungen von Gemeinschaften auflösen lässt. Damit kann eine von Risiken umstellte Gesellschaft der Individuen aber nur sehr begrenzt leben. Auch deswegen bildet man Expertengruppen mit der Hoffnung, sie würden sich auf das einigen können, was sein soll und wirklich ist. Das klappt sozial begrenzt, wie man den Gutachten solcher Gruppen entnehmen kann. Die dort formulierten Aussagen werden indes nicht selten und nicht erst mit dem Konsenszwang von der Wirklichkeit widerlegt. Wiederholte Fehlurteile haben die Reputation der Gremien so ruiniert, dass man sich wundern mag, wie es dazu kommen kann, dass sie dennoch immer mehr Bühnen besetzen. Man denke nur an die Vorhersagen von Wirtschaftsweisen oder Umweltpropheten. Diese organisierten Experten haben sich zuweilen

mit ihren Prognosen weit aus dem Fenster gelehnt. Man hat sie dabei nicht als spekulative Futuristen wahr-, sondern als diejenigen zunächst ernst genommen, die zu den vorgängigen oder von den Experten selbst erst ausgeplauderten Zukunftsängsten die rechte Antwort wussten. Aber so manche Katastrophe ist entweder nicht eingetreten oder aber vertagt worden, während andere eingetreten sind, die von der zuständigen Zunft nicht vorhergesagt wurden. Da man aber weiterhin verunsichert ist, was wohl morgen sein wird, sucht man unverdrossen weiter nach der rechten Prognose, sei es die für die Rettung oder das Verhängnis. Das bringt weiterhin Experten in Brot und Arbeit.

Und dann gibt es ja noch die Einzelgänger (etwa unter Ökonomen), die entgegen dem Mainstream ihrer Zunft richtig gelegen haben: Experten post festum. Das mögliche Glück, anders zu urteilen und dabei richtig zu liegen, ermutigt dazu, statt im Chor der Vielen unterzugehen, zwar mit einer gewagten, aber vielleicht eintretenden These, am Ende berühmt zu werden. Expertentum und Lotto passen so zusammen.

Möglicherweise benötigen die Menschen die Experten gar nicht als solche, als Durchblicker und Weise, sondern als ein Orakel in den Dingen, in denen sie unerträglich unsicher geworden sind. Das Orakel (positiv auch die Vision) überbrückt die Differenz zwischen dem ausgreifenden informationellen Wissen ohne Gewissheit und der gesuchten Klarheit, auf der man in der Wirtschaft bauen kann oder mit der Umwelt untergehen wird. Eine solche Aufladung des Expertenstatus führt dazu, dass mit ihm mutwillig in eine Rolle geschlüpft wird, die in der ganz alten Zeit allein den Priestern zufiel. Die beugten sich über die Innereien von Tieren. Die Experten heute lassen den Computer Berechnungen an Zahlen durchführen. Jene waren mit der Ausdeutung von Zeichen schicksalhafter Mächte wohl ehrlicher als die positivistisch die eigenen Artefakte von Zahlen zum Weltgeist aufblähenden Experten heute. Wer über die großartigen, Ungesehene scheinbar sichtbar machenden Maschinen der Vermessung und Beobachtung verfügt, muss seinem Publikum damit vermitteln wollen, dass er den Schlüssel zu Erkenntnissen in Händen hält, die allen anderen verborgen bleiben. Einzugestehen, dass der Experte trotz all dem Aufwand letztlich nichts Sicheres und Erschließendes weiß, würde den Investor jener Forschungsbetriebe abschrecken.

Das ganz Große des Welturteils wird im Kleinen entropisch. Immer mehr Menschen werden in immer mehr Feldern begierig nach einer Expertise. Das Internet liefert zu allen lebensweltlichen Entscheidungen Orientierungen. Danach weiß man, welche Pampers gekauft werden müssen und welches Öl verfügbar ist. Die Urteile muss man in der „Risikogesellschaft“ selbst fällen, aber besser stammen sie von denen, die uns mit ihrem Wissen auf den richtigen Weg leiten. Das produziert eine Nachfrage, der das Angebot ggf. gar nicht nachkommen kann. Damit werden Informationssysteme als Statthalter von Experten zu den kleinen Helfern.

Ein signifikanter Ausdruck für diesen überbordenden Expertenmarkt ist nicht zuletzt, dass diese nicht notwendig den Berufsstand ihres Faches oder

Themenbereichs vertreten müssen. Damit sind nun nicht die Scharlatane gemeint, die es gilt, von den seriösen Vertretern ihres Faches zu trennen, sondern vor allem diverse Quereinsteiger, die sich ohne Scheu, aber auch mit nur geringer tatsächlicher Expertise zu den Vertretern dieser Domänen schlechthin in der medialen Aufmerksamkeit emporgehoben werden.

Vielleicht ist dies auch gerade die Voraussetzung, um in diversen Gesprächsrunden und Talkshows im Rundfunk und Fernsehen als Experte eingeladen zu werden und Stellung zu beziehen. Es gilt, nicht denjenigen zu befragen, der sich zum jeweiligen Thema ein profundes Wissen über Jahre hinweg angeeignet hat, sondern den, der vor allem eloquent und möglichst präsentabel, d.h. für viele verstehbar und damit unterhaltsam agieren kann.

Der heutige Experte ist weitgehend das Ergebnis einer medialen Zuschreibung. So hat jede Rundfunkanstalt in Deutschland für jedes Gebiet mindestens einen Experten in der Hinterhand. Der kann zu allem, was so in seinem mehr oder weniger großen Gebiet auf die Tagesordnung kommt, unmittelbar das Gewünschte ausplaudern. Kommt es zu einem Amoklauf in X oder zu einer Seuchemöglichkeit in Y, liefert der Prof. Dr. ein Statement als Erklärung und Empfehlung. Mit der Eitelkeit als nachgefragter und immer antwortender Experte hat er sich frei gemacht von allen Skrupeln. Skepsis oder gar Metakritik am Expertentum wird nicht gesendet. Die interessante Ausnahme ist hier der Risikokompetenzexperte Gigerenzer, der unermüdlich lehrt, wie man statistische Urteile beurteilen sollte, so dass man ihnen nicht auf den Leim geht. Als Experte in Statistik kritisiert er weniger diese selbst, sondern die inkompetenten Rezipienten.

Dass Experten im Medium Erfolg haben, liegt seltener an der je konkreten Expertise im ausgewiesenen, herausgehobenen und geprüften Wissen, sondern vielmehr daran, dass sie es vermögen, sich die Aura eines Wissenden zu geben und mit ihr eloquent zu „kommunizieren“. Nicht zuletzt funktioniert das, indem sie mit ihren Aussagen oft das bestätigen, was sich die ihnen Zuhörenden bereits gedacht hatten. Sie machen aus der Not des Nicht-Wissens die Tugend des So-tun-als-ob. Dafür müssen sie den Eindruck vermitteln, dass hinter der oft objektiv als trivial durchschaubaren Antwort auf eine Frage doch ein gewaltiges Nachdenken und eine tiefere Wahrheit und Weisheit stecken.

Mit diesen Hinweisen auf Verwerfungen ließe sich bereits schließen, eben wenn es meine Absicht wäre, ein negatives Expertenurteil über Experten auszustreuen, das fruchtbar bei all denen ankommen dürfte, die es eh schon ähnlich sahen. Mit den bisher aufgeführten Spuren ist aber das Problem noch nicht erschlossen, und es ist auch noch nicht zureichend beschrieben.

In drei Anläufen soll analytisch etwas tiefer gebohrt werden. In einem ersten Schritt wird der Anspruch, der im Begriff des Experten enthalten ist, bestimmt, um diesen Anspruch dann in einem zweiten Schritt mit der davon abweichenden medialen Herstellung des Experten und deren eigener Logik zu konfrontieren. Nach diesen Überlegungen wird als dritter Schritt dann das Augenmerk auf das Gebiet der Pädagogik gerichtet.

II

Wir wissen mit den einleitenden Hinweisen bereits, dass wissenssoziologisch betrachtet das Expertenwesen den an es gesetzten Anspruch nicht konsequent verfolgt, dass hier nicht unbedingt gewissenhaft, vorsichtig und methodisch gesichert vorgegangen wird. Experten urteilen vielfach ohne Expertise in der beanspruchten Sache. Wie kann es dazu kommen? Die „empirische Bildungsforschung“ etwa fasst ihr Handwerk unter dem großen Begriff der Bildung, den sie weder verstanden hat, noch verstehen will. Sie beansprucht eine Expertise in einem Feld, das sie nicht erforscht, sondern letztlich „besetzt“. Warum kommt sie weitgehend damit durch? Weil es letztlich bei deren Studien doch um anderes (Output, Kompetenz, Steuerung) gehen soll? Ähnlich geht es mit den Ökonomen, die ihren methodischen Vorgarten und ihre Grundüberzeugungen (etwa vom freien Markt) für die Welt des Ökonomischen nehmen. Ökonomie wie Bildung enthalten ungleich mehr als das, was davon Experten zum Thema machen. Experten sind also nicht bescheiden. Sie wollen es nicht sein, auch wenn die Frage, die an sie gerichtet ist, ungleich größer ist als die Antworten, die sie geben können. Hirnforscher sind nicht einfach beim Hirn, sondern suchen dort auch nach dem Geist und landen bei seiner fälschlich angenommenen Freiheit. Von beiden aber haben sie nur das, was die feuernenden Neuronen zeigen, keineswegs schon z.B. die Repräsentation des Bildes im Gehirn, den Ausdruck des schöpferischen Geistes und auch nicht die konkrete Entscheidung, die schon feuert, bevor sie zutage tritt.

Was wäre dagegen überhaupt ein Experte im Wort- und Traditionssinne? Mit der Antwort können wir ein eindeutiges Kriterium an eine solche Person formulieren. So erst lässt sich danach fragen, ob und wie Experten noch sind, was zu sein sie beanspruchen müssen (vgl. Grundmann/Stehr 2010).

Der „Experte“ leitet sich von dem passivisch gebildeten lateinischen Verb des *experiri* ab. Die Tätigkeit ist die des Versuchens, um etwas in Erfahrung zu bringen. Das Experiment leitet sich aus dieser Haltung ab. Erst neuzeitlich ist es ausgerichtet auf die Methode der Naturwissenschaften, vorher galt es für alle Weisen der Erfahrung. Möglicherweise kommt das *ex* und das *periri* so zusammen: Letzteres bezeichnet das Untergehen, das Zugrundegehen. Die Bewegung heraus aus der Gefahr und der Not ist die des eingreifenden Versuchs, der Passivität und Naturverfallenheit etwas entgegenzusetzen. Es ginge dann mit dem *experiri* grundsätzlich um den Ausgang aus der Höhle der Befangenheiten (vgl. Blumenberg 1989). Die Möglichkeiten und Zusammenhänge entdeckende Erfahrung durch das mutige sich Aussetzen dem Fremden und Bedrohlichen macht am Ende jemanden zum Experten. Damit wird jemand zu ihm dank dem Wissen aus eigener, nicht dem aus zweiter oder dritter Hand bzw. vom Hören-Sagen. Nur wer die Erfahrung selbst gemacht hat und auch aus ihr klug wurde, weiß, was er weiß. Wer dagegen von der Erfahrung, die schon gemacht worden ist, profitieren will, muss sie wenigstens im Prinzip selbstständig nachvollziehen. Er hat auf die Schulter der Riesen zu klettern, erst dann kann er weiter sehen und erst dann verdient er die Anerkennung dessen, der nicht nur nachplap-

pert, was andere vor ihm entdeckt haben. Er hat glaubwürdig nacherfunden, was bereits gefunden worden ist.

Der Experte ist damit nur darin einer, wo er diese Leistung erbracht hat, in allen anderen Bereichen ist er im Prinzip genauso der Laie wie jeder andere.¹ Allein etwas mehr zu wissen als der Fragende, macht ihn noch nicht zum Experten. Der ist in der Regel der Spezialist für etwas und nicht als Generalist schon Experte. Jede Übertragung von gesichertem Wissen auf andere Gebiete ist kein Expertenurteil. Sie kann Analogien produzieren und heuristisch produktiv sein, aber stellt als Rede eines Experten eine Überhebung dar. Das gilt auch in umgekehrter Richtung. Wer etwas nicht als etwas Bestimmtes erklären kann und ausweicht in einen Bereich, der so sei wie der zu Erklärende, erklärt noch gar nichts: Der Mensch ist nur als Metapher eine Maschine, und sei es eine Hirnmaschine, erklärt ist sein Vermögen mit dem Bild noch nicht.

Der deutsche Ausdruck, der dem Sinn des Experten wohl am nächsten kommt, ist der des Sachverständigen. Mit ihm verlassen wir den emphatischen Hintergrund und wechseln in eine profane pragmatische Bedeutung von Kenner-schaft. Mit dem Sachverständigen wird nicht mehr der angesprochen, der das

1 Die Tendenz zur Selbstüberhebung gilt vor allem für die heutigen Experten, die sich im Besitz eines Schlüssels für alle Bereiche des Lebens wähnen, die mit dem Postulat des archimedischen Punktes für alles Besondere behaupten, den Kern von allem zu treffen und die damit die Eigenstruktur von Feldern und Praxen nicht mehr anerkennen. Der Ökonomismus, der in der Allianz von Psychometrie und Betriebswirtschaftslehre alle Bereiche des Handelns und Wissens überzieht, stellt somit das Gegenteil von Expertentum dar. Es handelt sich um eine Expertokratie aus Anmaßung.

Experiment versucht hat, sondern der davon lebt, dass er sich in bestimmten Gebieten des vorgängigen Wissens und Könnens kundig gemacht hat. Er versteht nur euphemistisch gesprochen „etwas“ von der Sache, denn er ist in ihr verständig, das heißt, er versteht sie, hat sie durchdrungen, sie von allen Seiten erfasst, er ist in Breite wie in Tiefe ein Kenner geworden. Ihn kann man fragen, was man will. Zu allem, was man bezüglich der Sache wissen kann, vermag er Auskunft zu geben. Das Ethos des Sachverständigen impliziert freilich, dass er nicht mehr sagt, als das, was er weiß. Wo er an die Grenzen seiner Expertise kommt, markiert er sie. Er wüsste gar nicht, warum er sich übernehmen sollte.

Man ruft ihn, wenn es darum geht, den Schaden eines Unfallautos zu bestimmen, wenn sich Pilzbefall an einem Bau zeigt, wenn es darum geht, ordnenden Rat in erlebter Unübersichtlichkeit etwa in Versicherungsfragen zu erhalten. Insbesondere im Bereich technischer, technologischer wie wirtschaftlicher Probleme wird der Sachverständige beigezogen, der über die Bedingungen der Möglichkeiten zur Lösung eines Problems Bescheid weiß.

Seine Reputation besteht gerade darin, dass er glaubwürdig in der Bescheidenheit ist. Er ist der Spezialist und verbindet theoretisches und praktisches Wissen. Seine vielleicht merkwürdigste empirische Ausprägung findet er im Berater im Baumarkt. Er ist dort der Lehrer der Autodidakten. Mit seinem Wissen um alle Normen von Schrauben, Typen von Werkzeugen und deren praktischen Anwendungen ist er zum beliebten Objekt satirischer Übertreibung geworden. Der Mann ist ein wandelndes Lexikon und Ratgeber in allem Homeworke-Handwerklichen. Es ist aufschlussreich, dass wir solche Kennerschaft zwar nutzen, ihr aber wegen eines unterstellten Fetischismus⁴ und der Borniertheit dieser Leute ironisch begegnen. Als wäre es nicht tröstlich zu wissen, dass ja jemand wenigstens weiß, welche Mutter auf welche Schraube passt.

Von solch technisch-handwerklicher Kennerschaft ist die des Sachverständigen in den klassischen Professionen des Arztes oder des Juristen abzugrenzen. Beide gelten als wissenschaftlich ausgebildete Praktiker. Das Wissen des Arztes ist das dynamisch sich fortentwickelnde. Es wird mehr als nur nachvollzogen dank der wissenschaftlichen Expertise, die aus dem Studium erwachsen sein soll. Mit ihr wird es geprüft und nicht mechanisch übernommen. Das Berufswissen erlaubt nur begrenzt einen rein technischen Umgang nach dem Muster des Immer-wenn-dann. Die ärztliche Praxis bleibt bei aller generalisierten Kenntnis eine auf den jeweiligen Patienten fallbezogene und sie bietet nicht für jedes Problem eine Lösung. Deswegen darf der Arzt nicht mehr versprechen als Möglichkeiten aus Erfahrung.

Der Jurist kennt sich im Labyrinth des gefassten Rechts aus. Er weiß um die Spielregeln ihrer Auslegung und Verhandlung. Damit kann er mit Rückgriff auf sie die Interessen der Klienten vertreten. Er weiß, wie er sie zu verteidigen oder anzuklagen oder Recht zu sprechen hat. Das Verfahren ist hochgradig formalisiert und material durch Rechtssprechung vorbestimmt, aber deswegen nicht die immer eindeutige und erwartungssichere Entscheidungsfindung. Die Verhandlung wird am Ende ggf. zum „Basar“, um einen Vergleich zu erzielen. Der Richter wechselt gegenüber den Parteien zur Pä-

dagogik. Bei Gericht ist man trotz allem Rechtsbeistand am Ende „in Gottes Hand“. Anwälte haben mit jedem Verfahren ein Geschäftsinteresse. Derlei sachfremde Überformungen der blinden Justitia haben der Reputation der Rechtsberufe stark geschadet. Entsprechendes ist auch von Ärzten zu sagen, die nicht zuletzt darauf achten, dass sie ihre Geräte für sich arbeiten lassen und das Abrechnungswesen nutzen. Man könnte behaupten, dass in diesen Fällen die Entfernung vom Berufsethos den Experten trotz seiner akademischen Ausrichtung richtet. An solchen Widersprüchen ist freilich nur etwas dran, wenn man die Interesselosigkeit als Gütekriterium des Experten unterstellt. Er stellt seine Expertise ganz in das Interesse des Klienten, nicht aber darf er diesen für seine eigenen vereinnahmen. Deswegen darf er nur zu etwas raten, was der Aufgabe dient.

Die Bindung an das Bündnis mit dem Klienten zeigt sich auch daran, dass die Expertise für diesen ausgesprochen und nicht an ein allgemeines Publikum gerichtet wird. Öffentliche juristische Ratgeber sind seltener als medizinische. Für beide gilt, dass sie mit ihrer Verallgemeinerung von Sachverhalten sich entfernen von der fallbezogenen und fallgebundenen Expertise. Je allgemeiner ein Rat ausfällt, desto substanzloser wird er. Damit man nichts Falsches sagt, muss man darauf achten, den kleinsten gemeinsamen Nenner zu finden. Danach bewegt man sich jenseits spezifischer Problemlagen dorthin, wo schon klar ist, was klugerweise zu tun ist. So nähert sich der öffentliche Experte dem *common sense*, er dementiert sich in der Sache, aber er erreicht den Erfolg einer Breitenwirkung als öffentlicher Experte.

In anderen, weniger heiklen Bereichen kann der Experte bedenkenlos konkret werden. Der Bildungsforscher, der G8 oder G9 empfiehlt oder Bildungsstandards als Lösung des von ihm gemessenen Output-Mangels vorschlägt, adressiert sich an die Kultusverwaltungen. Geht auf, was er darlegte, ist er ein guter Berater, geht es daneben, dann muss die Politik bei den Wahlen dafür gerade stehen. Kein Erziehungsexperte, der sich an Eltern richtet und ihnen Verhaltenspläne anbietet, ist je regresspflichtig geworden. Beratende Experten in Banken dagegen müssen inzwischen zumindest protokollieren, wie und wozu sie geraten haben. Wenn das Papier dann doch platzt, stehen sie damit auf der sicheren Seite. Ratgeber, die sich medial an alle wenden, können raten, wozu sie wollen, sie stehen nicht in Vertragsbeziehungen, also sind sie bei falschen Empfehlungen nicht zu belangen. Einen Rat kann man annehmen oder auch ablehnen.

Sind Expertisen fehlerhaft und kommt es zu anderen Entwicklungen als vorhergesagten, kann das peinlich sein für den Experten, aber es muss ihn nicht als solchen unmöglich machen. Die Volkswirtschaftler sind solche Vertreter einer permanenten Expertise. Für den Fall, dass anderes eintritt, haben sie vorgesorgt mit der Art, wie sie das Erwartete abhängig gemacht haben von Rahmenbedingungen, die sie nicht mit beeinflussen können. Der Markt reguliert dann eben alles auf die Beste aller denkmöglichen Weisen, und wo er das nicht tut, liegt es immer daran, dass er gehindert wurde, alles auf die beste Weise zu regulieren. Wer sich mit der Entwicklung der Intelligenzexperten be-

schäftigt, der staunt vielleicht wie H.M. Enzensberger über die Unverdrossenheit, mit der gleichzeitig gesagt wird, dass man mit psychometrischen Mitteln nicht wirklich an die Intelligenz herankomme, weswegen man aber damit nicht etwa aufhören sollte, sondern die Instrumente immer hoffnungsloser verfeinern müsse (vgl. Enzensberger 2007). Man kann auch anders vorgehen. So indem man das Defizit solcher Einseitigkeit durch Vielseitigkeit beantwortet und nun allerlei andere Intelligenzen erfindet und unter die Leute bringt: etwa emotionale Intelligenz, solche der Hand und manches mehr.

Auch ist es nicht unbedingt schädlich, wenn man die Pferde wechselt, man kann das als Einsicht in die Entwicklung auslegen und ist auch bei Kurswechseln so auf jeden Fall wieder an der Spitze der Bewegung. In der Pädagogik wäre es ein lohnenswertes Unternehmen, die Avantgarde der Paradigmenwechsler biographisch zu studieren, die es in ihrer akademischen Halbwertzeit auf eine stattliche Anzahl von *turns* bringen. Wer stur an seinen Überzeugungen festhält, ohne sie, wie oben geschildert, gegen die Empirie wasserdicht zu machen, ist kein guter Kandidat für eine Expertise. Er erscheint als jemand von gestern, der für morgen nichts mitzuteilen hat. Man muss also mit seiner Expertise am Puls der Zeit bleiben, wenn man Gehör finden will. Wer einmal falsch gelegen hat, kann dennoch darauf hoffen, dass das Neue sich an der Wirklichkeit so blamiert, dass man sich an das Alte als das vielleicht doch Bessere erinnert. Man kann als Experte also auch überwintern, aber wird als solcher erst wieder entdeckt, wenn der Zeitgeist diesen Ruf wieder vernehmen will. Dagegen versuchen die vorzubeugen, die Experten für Trends sein wollen. Sie legen aus und blasen oft auf, was sich gerade tut.

Wir können also festhalten, dass es die Experten gibt, dass aber das mit ihnen betriebene Geschäftsmodell dazu führt, sie zu korrumpieren. Ohne ihre Zustimmung ließe sich das freilich nicht bewerkstelligen.

III

Die mediale Herstellung von Experten ist inzwischen soweit geraten, dass die Formen der Kommunikation mit, von ihnen und über sie das sachlich zu Kommunizierende weitgehend ausgehöhlt haben. In den Zeitungen treten sie immer häufiger mit Gastbeiträgen auf, die freilich so gut wie nie Raum lassen, eine Expertise sachgemäß zu entfalten. Das Urteil über etwas ist so zu verfassen, dass es jeder versteht. Geforderte Vereinfachungen führen so vielfach nicht nur zu Trivialisierungen, sondern auch zu Verfälschungen. Ungezählte Rundfunkformate bestehen aus Gesprächen mit Experten. Aus dem Journalisten, der etwas recherchiert hat, wird der Moderator mit dem dicken Adressbuch, in dem seine Experten stehen. Man muss schon lange zuhören, bis man auf eine kritische Rückfrage an einen solchen Experten stößt, ähnlich ungewöhnlich ist es, dass der Interviewte sich öffentlich weigert, eine unmögliche Frage zu beantworten. Man hat sich in einem harmonischen Miteinander eingerichtet, bei dem eine Hand die andere wäscht. Du spielst mit, und ich bringe Dich in die Medien! Der Zwang zur Unterhaltung hat das Ethos der Aufklärung schwinden lassen.

Den Zuhörern wird möglichst wenig abverlangt. Sie werden hier pluralistisch zerstreut, wo das zum Sendeauftrag gehört, oder dort eingenordet bzw. bestätigt, wo es das Organ mit seiner Linie will. Wer wirklich etwas mit Hilfe eines Experten in Erfahrung bringen will, sollte deren mediale Präsenz meiden, er sollte das Problem studieren, sich selbst zum Experten machen. In Rundfunksendungen mit einem Themenschwerpunkt, dem Tummelplatz der Experten, fällt es den Zuhörern schwer, die wahren Experten von den falschen Propheten zu unterscheiden. Das liegt nicht am gewollten Öffnen von Standpunkten, sondern an dem kulturindustriellen Format der Sendungen. Mit ihm werden alle Experten einer Sendung gleich gemacht. Im Rundfunk kommen sie z.B. auf „1.20“, dann ist schon der nächste Beiträger dran.

Der Beobachter stößt auf die zunehmende Verselbstständigung der Expertenszene. Sie begründen eine eigene Klasse von Leuten, die nämlich, von denen man als Experten hört und liest. Als Produkte von Medien müssen sie dem dortigen Gesetz gehorchen, nämlich lauter, häufiger, eingängiger und unterhaltsamer vernehmlich sein als andere. Wer nicht (mehr) in den Medien ist, ist nicht (mehr) in der Welt der Experten. Wenige bringen es zu Medienstars. Der Vergleich unter ihnen, von dem manche Sendeformate leben, belehrt darüber, wie die Experten sich oft widersprechen. Unfreiwillig dementieren sie damit ihre Stellung. Am Ende hat man ggf. eine Kakophonie der Besserwisser und Rechthaber erlebt. Das herausgehobene Format ist hierfür die Talkshow. Wenn es aber nur verschiedene Sichtweisen gibt, steht der Experte am Ende nicht anders da als sein Publikum.

Die Experten, die sich in den Medien tummeln, haben selten ein Problem mit dieser Form der Vereinnahmung. Das zeigt sich bereits daran, dass sie immer Gewehr bei Fuß stehen, wenn sie angerufen werden. Dann müssen sie bereit sein, zu dem, was ggf. erst eben in die Sendung genommen worden ist, auch dann etwas mitzuteilen, wenn ihnen der Sachverhalt noch unbekannt ist. Würden sie reagieren mit der Bitte, in einer Woche noch einmal nachzufragen, damit sie sich vor der Sendung eine Expertise verschaffen können, würden sie bald aus dem Adressbuch verschwinden. Nichts ist so wichtig, dass es erst nach Klärung des Sachverhalts auf Sendung gehen wird. Das bedeutet aber auch, dass nichts so alt ist wie eine Expertise von gestern. Als Sendung ist sie in der Regel danach verschwunden und vergessen. Daraus folgt auch, dass es so leicht fällt, für einen Rat keine Verantwortung zu übernehmen. Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern!?

Mit dem medialen Experten erst wird aus dem Lokalen und Konkreten einer Beschäftigung mit einem Problem eine öffentliche Performance. Solange sich die Neurologen in ihren Labors befanden, um Bilder zu machen, waren sie nur in ihrer Wissenschaft anwesend. Als sie zum Hype wurden, galten sie als die Pionierwissenschaft. Der Hype brachte eine Reihe von Herolden auf die Trittbretter, die sich nicht unbedingt als Hirnforscher ausgewiesen, aber die Hirnforschung als Mittel der Wahl erkannt hatten, öffentliche Expertenschaft weniger mit Bezug auf das Hirn selbst als seinen Anwendungen zu begründen.

Den Matadoren Spitzer und Hütter hat es erst einmal nicht geschadet, dass sie nicht wirklich in der Hirnforschung tätig gewesen sind, sondern diese nur in sehr eigenwilliger Weise kommuniziert, das heißt, veröffentlicht zu haben. Beide haben es sogar zu Beratern von Ministern und der Kanzlerin gebracht. Das änderte sich erst, als es mit ihnen fragwürdig wurde, eben auch weil in den gleichen Medien, die Hütter zum Experten machten, seine Überhebung öffentlich lächerlich gemacht werden konnte. In den Talkshows und bei Vorträgen aber zieht weiterhin die Selbstdarstellung als eloquenter sympathischer Experte, der keinen Ratschlag verschweigt.

Der mediale Impact bleibt nicht nur auf die Medien bezogen, sondern strahlt auch dahin aus, wo er eigentlich nichts zu suchen hat; nämlich dorthin, wo die Expertise wissenschaftlicher Art erst entsteht: auf die Forschungseinrichtungen. Mit dem Medienrummel hat die Hirnforschung ungeheure Summen akquiriert, ähnlich geht es der „empirischen Bildungsforschung“. Aus den Ergebnissen der Forschung selbst lässt sich die Mittelzufuhr nicht als Prämie erklären. Weil man in den Medien ist, wird man förderungswürdig. Was dort erfolgreich ist, soll möglichst auch an anderer Stelle erfolgreich werden. Dieser Glaube versetzt Förderberge.

Die Experten leben dabei von Experten in den Medien. Beide bilden zuweilen einen *joint venture*. In den Medienanstalten und der Presse haben sich Experten für Experten profiliert, die den Kontakt zur Forschung suchen. Sie informieren über Ergebnisse von Studien und Experimente und machen diese so beim Publikum bekannt. Umgekehrt nutzen manche Wissenschaftler ihr Talent als Infotainer. Hattie ist zum Star geworden, weil er zu einem solchen in *Die Zeit* ausgerufen wurde. Das bereits macht solche Journalisten für die Wissenschaftler zu gesuchten Partnern. Wer sich mit diesen gut versteht, kann hoffen, dass er sich morgen in der Presse wiederfindet. Auch darin besteht Medienmacht. Inzwischen hofiert man sich gegenseitig. Wissenschaftliche Gesellschaften loben Preise für gelungenen Wissenschaftsjournalismus aus. Die so Gelobten haben vorher und können danach loben, wer sie gelobt hat. Gleichwohl muss man als Experte die Journalisten fürchten, die falsche Experten entlarven. Abenteuerlich ist zuweilen, wie sich damit Wissenschaftsjournalisten zu Obergutachtern erheben, sie sich zum Richter über etwas aufschwingen, was der Journalist allein als Zirkulationsagent behandeln sollte. Martin Spiewak von *Die Zeit* ist an Beratungsprozessen beteiligt, in denen über zukünftig zu fördernde Forschung geurteilt wird. Jürgen Kaube von der *FAZ* ist Mitglied eines Hochschulrates. Analysiert man die Geltungskraft ihrer Urteile, so zeigt sich die Begrenztheit ihrer Expertise. Die meisten der Wissenschaftsjournalisten, die zur Bildung Stellung beziehen, erweisen sich als Leute, die genauso mitten im Leben stehen wie die Laien. Sie leben von ihren Vorurteilen und lesen mit ihnen, was ihnen als Expertisen auf den Tisch kommt. Wie sollte es auch anders sein, wenn es ihnen an der Zeit mangelt, sich selbstständig sachverständig zu machen.

In der harmlos scheinenden Variante finden sich manche Vertreter dieser Vermittlung der Expertisen ans Volk in den Rundfunkanstalten. Sie sorgen

dafür, dass Leute begeistert werden von denen, die sie selbst toll finden. Wer regelmäßig den kulturbeflissenen zweiten Kanal des Hessischen Rundfunks hört, muss damit rechnen, dort etwa die penetrant bewundernde Stimme einer Redakteurin zu hören, die über eine Stunde die Lebenskünstler aus dem Psychobetrieb hofiert. Da wird Leben bewältigt und gutes Leben vorgeführt, dass sich die Redaktionsbalken biegen. Aus Aufklärung wird Fanpost und das Marketing derjenigen, die sich für berühmt halten müssen.

Innerhalb der Wissenschaft wird auf diese Vermarktung von angedienter Bedeutung nicht unbedingt widerwillig reagiert. Man bekommt von den Institutsleitungen inzwischen immer eindringlichere Ratschläge, gefälligst für die öffentliche Resonanz der eigenen Expertise in den Medien zu sorgen. Zuweilen vollzieht sich eine märchenhafte Erweckung zum Experten. Ein Kollege, den man bislang als interessanten, aber nicht übermäßig einflussreichen Wissenschaftler kannte, erfährt auf der ersten Seite des Feuilletons der FAZ eine Lobrede von einem Journalisten, der mit ihr zugleich einen ungleich berühmteren Kollegen in die Pfanne haut. Der Gelobte wusste von nichts. Noch am selben Tag wird er ob dieses „Mediencoups“ von seinem Uni-Präsidenten zum Tee gebeten. Seine Kollegen klopfen ihm anerkennend auf die Schulter. Nun ist es amtlich, dass er ein bedeutender Mensch ist. Nicht die Anerkennung unter Kollegen, sondern die eines Journalisten zählte. Mit dem Auftritt im Feuilleton hat er sich als Experte durchgesetzt.

So ist es kein Wunder, dass sich so mancher Experte aus seiner „Einsamkeit und Freiheit“ und damit der Bedeutungslosigkeit seines Tuns wegseht und sich darum bemüht, dort wahrgenommen zu werden, wo scheinbar alle alles wahrnehmen. Das aber impliziert zugleich, dass nur noch das Wahrgenommensein wahrgenommen wird.

Das zeigt sich auch daran, dass sich der Experte nicht als unhaltbar erweist, sofern er bloß ein Urteil unter vielen vorträgt. Er wurde gehört und kann mit dem Anspruch auftreten, es besser und genauer zu wissen als andere. Ausgeschlossen ist freilich, dass man faktisch seine Auffassung selbst relativiert, sie als eine unter vielen möglichen Optionen erklärt. Das gilt als unsportlich und zersetzt den Unterhaltungswert einer inszenierten Kontroverse. Das Publikum, so jedenfalls denken die Macher, will eben nicht nur ein Bedenken hören, sondern etwas, was den Anspruch auf eine Bedeutsamkeit erhebt, die die anderen in den Schatten versetzt. Damit entsteht der Kampf der Experten um die Oberhoheit.

Der Kampf könnte mit Blick auf rein wissenschaftliche Geltungskriterien geführt werden. Dann aber entfernte er sich von der Sphäre seiner öffentlichen Aufmerksamkeit. In den Medien ist Professorengezänk nur als mäßiger Unterhaltungsfaktor zugelassen. Auf keinen Fall darf man das Publikum langweilen mit methodologischen Erwägungen, Argumenten und Theorien. Die lassen sich nicht leicht kommunizieren. Sie verlangen vom Publikum eine Urteilsfähigkeit, die dieses doch gerne an die Experten verwiesen hat.

Aber auch im Kreise der Experten ist deswegen nicht davon auszugehen, dass der Streit nach der Logik des besseren Arguments erfolgt. Innerhalb der

Wissenschaft hilft es, wenn man in der Öffentlichkeit als Experte gilt. Dieser Vorteil hilft bei der Eroberung von Positionen und der Zuweisung von Mitteln, Stellen und Publikationsmöglichkeiten. Der von den Medien inthronisierte Experte kann damit als Träger einer herrschenden Lehre nach innen abgesichert werden. Dazu aber ist ein vorsichtiger Umgang mit dem Medien einzuüben, die Auslieferung an sie und ihre Formen zu vermeiden. Medienstars wie die Hüthers und Spitzers sind zu Talkshow-selig, um damit noch wissenschaftsnah sein zu können. Wer sich deswegen jedoch vornehm zurückhält, darf deswegen nicht auf Reputationsgewinn hoffen. Diese Lage des öffentlichen Experten bedeutet, dass der von dem Muster Abweichende in der Wissenschaft einen schweren Stand hat. Er richtet sich in seiner fehlenden Resonanz ein und wird zur grauen Maus, oder er wird trotzig motiviert, sich als öffentlicher Gegenexperte für die fehlende Wertschätzung in der Wissenschaft zu entschädigen. Das lässt sich dort leichter ins Werk setzen, wo die öffentliche Rede der herausgehobenen Experten beim Publikum nicht ungeteilte Zustimmung erfährt, sie vielmehr bewusst abgelehnt wird. Die Abwehr der herrschenden Experten verschafft den Experten von unten mittelbar ein Forum. In der Pädagogik ist dies ausgeprägt der Fall, weil es in ihr zu viele Experten aus Betroffenheit gibt, die sich von den hochgehaltenen Experten entweder nichts vormachen lassen wollen, auch weil sie auf einem anderen Überzeugungsboden stehen. Andere sehen nur den und folgen den Experten blind, die aussprechen, was sie sich selbst denken mögen.

IV

Diese soziale Stellung des Experten realisiert sich mithin nicht einheitlich. Nicht jeder ist Experte für alle Formen von Urteilen. Einer will viel erklären, ein anderer manches entwerfen, wieder ein anderer kennt sich praktisch technisch in etwas sehr gut aus usw. Wir haben es mit verschiedenen Typen von Experten zu tun und diese richten sich unterschiedlich auf Sachverhalte und Adressaten.

Einen der zentralen Tummelplätze für eine Vielzahl unterschiedlicher Expertentypen stellt das Erziehungssystem dar. Was wir hier von ihnen erwarten wollen und können, sollte stark abhängen von den Grundtatbeständen der Erziehung, der Bildung und des Unterrichts, dem „Vorrang des Objektes“ der Expertise. Dessen Eigenstruktur haben die Experten zu berücksichtigen, wollen sie überhaupt die Sache treffen, auf die sie sich beziehen. Hier bereits wird es in der Pädagogik verwunderlich, weil keineswegs ausgemacht ist, dass man über deren Grundtatbestände expertisenreich informiert sein muss, um zu urteilen und als Experte betrachtet zu werden.

Unterschiedliche Erwartungen an Experten treffen auf verschieden vorgehende Experten. In einer zutiefst verunsicherten Praxis wie der pädagogischen richtet sich das Urteil vor allem auf deren Verbesserung. Noch dort, wo es zunächst um die Erklärung dessen geht, was der Fall sein soll oder was allgemein vorherrschend sei, soll es Hinweise dafür liefern, wie das Vorge-

fundene zielbezogener verändert werden kann. Allein in der Weise und Spezifik, mit der ein Rat gegeben wird und wie dieser auf eine modellartige Praxis bezogen wird, lassen sich gravierende Unterschiede feststellen. Sie reichen von abstrakten Prinzipien und Forderungen (siehe Hattie) bzw. technisch gesprochen von den ausgewiesenen Stellschrauben eines Regelwerkes und Wirkungszusammenhangs hin zu einer in allen Details rezeptologisch ausformulierten Praxis, die man *teacher-proof* übernehmen können soll. Nicht selten fallen Diagnosen und Therapien auseinander, indem keineswegs diese durch jene gedeckt oder auch nur plausibel gefolgert werden können. Rezepte reduzieren den Freiheitsgrad oft so, dass allein die strenge Anpassung an das vorgefertigte Regime gelten darf. Aller Eigensinn erscheint hier als Störung und sabotiert die ausgesprochene Garantie.

In jüngster Zeit häufen sich Diagnosen des Verfalls und der Fundamentalkritik am Versagen der Pädagogik, aus dem bruchlos eine Utopie gefolgert wird, wie sich alles in Wohlgefallen auflösen würde. Schwer zu verstehen ist die Begeisterung, die Uneinlösbares aus dem Hause Hüther, Frattton und Precht auslösten, irritierend die damit einhergehende Bereitschaft, sich mit einer absurd idealisierten Idee von Praxis von der erlebten schlechten, aber immerhin real statthabenden zu befreien. Und schließlich sorgt nicht zuletzt der inzwischen sogar am MPI Berlin als Experte gehandelte Filmemacher und Netzwerker Reinhard Kahl dafür, dass die Idealisierung der reformerischen Praxis als Propaganda des Guten Verbreitung findet. Es werden die wahren Pädagogen im besten Licht gezeigt. Verdächtig bleibt nur, dass es dort keine Probleme mit der Komplexität der Aufgabe mehr zu geben scheint. Allein die Rede von der permanenten Selbstoptimierung, an der man den Professionellen erkenne, erinnert daran, dass noch etwas werden könnte.

Nur die wenigsten öffentlich gehandelten Erziehungsexperten sind praktische Pädagogen oder wissenschaftlich mit deren Praxis beschäftigt gewesen. Sie wissen darüber in Rollen und mit Wissensgebieten, die jenseits davon angesiedelt sind: als Psychotherapeuten (Jesper Juul), als Soziologen (Klaus Hurrelmann, Heinz Bude), als Sozialtechniker (Hans-Günter Rolff), als Philosophen (Richard David Precht, Julian Nida-Rümelin), als Psychometriker (Manfred Prenzel et al.), als Ökonomen (Ludger Wößmann), als Historikerin (Ute Frevert) und – wie schon erwähnt – als Hirnforscher und ungezählte, selbsternannte Experten aus dem Sachbuchsektor (u.a. Christine Eichel). Dass sie sich dennoch als Kenner zu Themen der Pädagogik äußern, hängt damit zusammen, dass sie zum einen immer schon vorab Experten aus Betroffenheit sind, sie also das, worüber sie urteilen, nicht als eine Sphäre betrachten, die man erst analytisch erschließen muss, sondern die man mit der eigenen Erfahrung bereits zureichend erfasst hat. Man ist erzogen worden, zur Schule gegangen und erlebte bzw. erlebt, was mit den eigenen Kindern dort geschieht. Das reicht als Hintergrund aus. Diese Autonomie im Urteil erkennt man auch daran, dass in den Texten dieser Menschen zumeist entweder gar kein Studium der Fachliteratur aufscheint oder dieses nur als Negativbeispiel auftaucht. So kann denn bspw. Gerhard Roth in einem Interview mit der *tageszeitung* auf die Feststellung des Journalisten, dass seine Vorschläge zu Unterrichtsreformen nicht neu seien antworten: „Neu ist, dass ein Gehirnforscher sagen kann: Dieser Reformvorschlag ist plausibel und entspricht dem, was wir über das Gehirn wissen, jener nicht.“ (taz vom 24.01.2015) Roth muss sich gar nicht zu den bestehenden erziehungswissenschaftlichen Erkenntnissen verhalten, sondern kann seine einfach auf dieses Gebiet anwenden. Er gibt in diesem Beispiel wie viele andere damit zu erkennen, dass es in seinen Augen eine genuin wissenschaftlich erarbeitete Expertise in der Sache gar nicht gibt, was bereits die geäußerte eigene stark schwächt. Denn so denkt jeder zuvörderst allein, was er sich so denkt.

Eine Lösung des Problems durch die rechte, also von innen kommende Expertise ist nicht so einfach zu haben. In der Pädagogik kann man z.B. schlecht ein Experte in jenem Sinne des *experiri* werden, dass man die Sache durch das Experiment in Erfahrung bringt. Der Charme des Neubeginns ist schon Jahrhunderte verloren. Die Vorgängigkeit der Praxis der Erziehung, Bildung und Unterrichtung ist so massiv geworden, dass einerseits die Erfahrungen für eine Modellpraxis bereits längst gemacht sein müssten und sie andererseits als starre Tradierung des Unbewährten zu beobachten ist. Aus dem Ungenügen, ja dem Scheitern entsteht nicht das Bessere, sondern das Ähnliche. Diesen Zustand sollen die Experten aufbrechen. Wo sie Wirkungen entfalten, tun sie dies eher als Anpassung, nicht aber als Überwindung des erkannten Defizits.

Schulischen Unterricht im Sinne einer kontrollierten Klinik zu betreiben, ist nur schwer möglich. Entsprechende Versuche haben kein Wissen erbracht, das man als handfeste Expertise bezeichnen könnte. Trapps Laborschule blieb Mitte des 18. Jahrhundert eine Idee zur Auffindung der rechten Lehr-

weise. Die letzte Laborschule in Bielefeld wurde zwar Praxis, aber sie hat dem Feld das klinisch erprobte Wissen nicht bereitgestellt.

Nach wie vor dominieren Konzepte ausgedachter Pädagogik die Ratschläge. Schon Rousseau wurde zum Experten mit der Fiktion einer Erziehung, die er selbst schmähsch sich versagt hatte. Die dadurch entstandene Glaubwürdigkeitslücke hat sich nie schließen lassen, vor allem nicht mit dem Hinweis, erst durch das Scheitern in der Praxis sei er zum Experten des Gedankenexperimentes geworden. Das ändert nichts daran, dass dem Buch über die Erziehung des Emile ungeheuer viel zur inneren Logik der Erziehung entnommen werden kann. Und gute Ratgeber haben immer auch Seiten mit empirisch gesättigten Überlegungen.

Harte Empiriker aus der Psychometrie propagieren nicht das Lernen an der Entwicklung des richtigen Weges, sondern das klassische Experiment, mit dem unter Kontrolle aller Variablen die Wirkung einer bestimmten vermessen werden soll. Erst so ließe sich erklären, was wirkt, alles andere sei als Expertise zu unbestimmt. Das aber erweist sich als undurchführbar und nur dazu angetan, eigene Forschungsprogramme zu finanzieren. Die Vorstellung, man könne erst in Erfahrung bringen, wie man erziehen müsse und unterrichten könne, indem man konsequent die Realität verlässt und ins Labor geht, um hochgradig kontrollierte Künstlichkeit herzustellen, um mit dem dort geschaffenen Wissen die Wirklichkeit zu revolutionieren, ist eine reine Machtphantasie. Sie ist wenig beeindruckt von der Wirklichkeit, auf die sie dann losgelassen würde.

Hatties Ersatz durch Metaanalysen von mehrheitlich explikativ ungleich schwächeren Interventionsstudien beschränkt sich auf die unterste Stufe des schulisch zu vermittelnden Wissens und Könnens. Für alles, was darüber liegt und an das Verstehen von Inhalten heranreicht, gibt es nach seiner Auskunft keine zureichende Empirie. Das kann man als Aufforderung verstehen, mit dieser ähnlich wie bei der Intelligenz expansiv zu verfahren, man kann aber auch die Skepsis äußern, ob mit entsprechenden Studien der Wirkungszusammenhang von Unterricht annähernd in seiner Komplexität erfasst werden würde. Dass die Psychometrie nicht so recht weiß, was wirkt, hat der deutsche Doyen der Forschung E. Weinert selbst zugestanden.

Die Annäherung an das Geschehen, das den Beobachter zum Experten macht, ist also alles andere als ein leicht gangbarer und klarer Weg. Deswegen sind die Experten, die sich hier bewegen, notwendiger Weise der Kritik von anderen Experten wie von Kritikern der Anmaßung ausgesetzt.

Gegen sie könnten allein diejenigen auftreten, die genügend praktische Erfahrungen gesammelt haben und sich zu diesen zugleich reflektierend und analysierend verhalten. Das wäre das Modell des die Klinik als Erfahrungsfeld begreifenden Professionellen, der Empirie und Theorie auf die Praxis beziehen kann. Solche Experten muss man lange suchen. Es gibt sie, die erfahrenen schreibenden Praktiker. Aber sie erliegen in der Regel doch der Verführung zu einer Apologie des von ihnen aufgefundenen Guten. Sie agieren als Wegweiser und nicht als Analytiker, sie wollen therapieren, ohne zeigen

zu können, welche Anamnese und Diagnose die Therapie notwendig macht. Sie erwärmen sich am Prinzipiellen und Postulativen und vergessen darüber die Mühsal der Realität. Gute Praxis wird nicht in seiner Logik erschlossen und damit zum Modell, sondern das Modell schiebt sich vor die Praxis. Das wäre erst anders, wenn die Praktiker als reflektierende zu Bewusstsein brächten, was sie als Praktiker bereits gekonnt haben.

Nicht wenige zu Wissenschaftlern gewordene Praktiker werden zu ihnen unabhängig davon, was sie als praktische Pädagogen geleistet haben, vielleicht sogar im Kontrast zu dem, was sie dort vermocht haben. Denn es spricht vieles dafür, dass man diesen Ausweg nur deswegen anstrebt, weil man mit der Weise, seinen Beruf auszufüllen, nicht zufrieden war. Wäre die Praxis eine Erfüllung, so entfielen weitgehend das Motiv, sie zu verlassen, man könnte höchstens beschließen, dass man nach den langen Jahren der Arbeit in der Ebene nun die Schätze zu sichern versucht, die dabei gefunden wurden. Dergleichen autobiografische Literatur aber lässt sich schwer finden. Dafür besteht kein Defizit an solchen Schriften, in denen mit geschönter eigener Erfahrung Propaganda für eine bestimmte Praxis getrieben wird.

In jüngerer Zeit hat allein Hartmut von Hentig es vermocht, diesen Spalt zwischen Theorie und Praxis so zu schließen, dass man ihm den Theoretiker und Experten aus Erfahrung abgenommen hat. Er war leidenschaftlicher Lehrer und reflektierender Individualist. Er war so von sich überzeugt, dass er so manche mit überzeugen konnte. Seine Stelle erscheint heute im Diskurs der Experten verwaist zu sein. Hentig war ein Medienstar, der inkarnierte Pädagoge, damit bereits eine mediale Übertreibung, die er mit seiner Mission bereitwillig bediente. Zu glauben, dass mit der Abwesenheit solcher charismatischen Personen die Lage besser geworden wäre, führt in die Irre. Der Mangel an reflektierenden Pädagogen, die auch das Fach der Kritik und der Analyse besetzen, bereitet den losgelassenen Experten den Nährboden ihrer Wirksamkeit. Dagegen hilft vielleicht ein wenig die konsequente Entzauberung des gegenwärtigen Expertenbetriebes.

Literatur

- Blumenberg, Hans (1989): Höhlenausgänge. Frankfurt/M.
- Enzensberger, Hans Magnus (2007): Im Irrgarten der Intelligenz. Ein Idiotenführer. Frankfurt/M.
- Grundmann, Reiner/Stehr, Nico (2010): Expertenwissen. Die Kultur und die Macht von Experten, Beratern und Ratgebern. Weilerswist.
- Roth, Gerhard: „Der 45-Minuten-Takt ist himrissig“. Interview mit der *tageszeitung* vom 24.01.2015, <http://www.taz.de/!155419/>, zuletzt abgerufen am 01.03.2015.